

Hermann Knapp  
**Der Auserwählte**

Roman

## Prolog - die Blitzgeburt

Just in dem Augenblick, in dem Konrad Sammer zur Welt kam, schlug ein Blitz ins Haus ein.

Er sauste durch den Schornstein, sprengte die Tür des Holzofens weg, erfüllte den ganzen Raum mit gleißender Helligkeit und traf die rechte Pobacke des Babys, das eben mit einer gewaltigen Presswehe aus dem Leib seiner am Boden hockenden und vor Schmerz schreienden Mutter glitt. Alle Anwesenden schlossen geblendet die Augen, und so kam es, dass das Kind der Hebamme durch die Hände flutschte und mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug. Noch bevor er den ersten Atemzug tat, erfuhr Konrad Sammer also, dass diese Welt ein harter, grausamer Ort war, wo einen jederzeit ein Blitz treffen und wo man sich auch nicht darauf verlassen konnte, dass jemand da war, der einen auffing, wenn man fiel.

Dass er durch den Blitzschlag nicht sein Leben aushauchte, noch bevor es richtig begann, verdankte der kleine Konrad vermutlich der Käseschmiere, die ihn vollständig einhüllte und einen Teil der Energie absorbierte, dadurch aber im Bruchteil einer Sekunde spröde wurde und von ihm abblätterte wie eine Schicht getrockneter Lehm.

Als die geblendete Hebamme, die vor Sammers Mutter kniete, ihre Umgebung endlich wieder deutlich wahrnehmen konnte und das

Baby am Boden erblickte, beugte sie sich rasch vor und nahm es in die Arme. Das Kind, aufgeladen mit Blitzenergie, protestierte gegen diesen unsanften Empfang auf der Erde mit einem empörten ersten Schrei, der so laut war, dass er wie ein Donnerschlag über die ganze Welt hallte und die Menschen vor allem dort in Angst und Schrecken versetzte, wo nicht einmal ein Wölkchen am Himmel stand.

In etlichen Ländern löste Sammers Schrei sogar militärischen Alarm aus, weil er für den Knall gehalten wurde, mit dem ein Flugzeug die Schallmauer durchbrach. Regierungen schickten einander daraufhin Protestnoten, um gegen den illegalen Überflug ihres Hoheitsgebietes zu protestieren – was von den Verdächtigten natürlich völlig zu Recht empört zurückgewiesen wurde.

Der Geburtsschrei des kleinen Konrad rettete aber auch ein Leben. Am fernen Mount Everest waren Bergsteiger von einem Unwetter überrascht und ein Mann von der Gruppe getrennt worden. An der Felswand in einen Schlafsack gekauert und schon halb zugeschnitten, wäre er beinahe in tödlichen Schlummer gesunken. Doch der Schrei des Neugeborenen – der Bergsteiger war seltsamerweise der einzige Mensch, der ihn als solchen erkannte – riss ihn aus seiner Lethargie und erinnerte ihn daran, dass seine Frau in wenigen Monaten ihr erstes Kind zur Welt bringen würde und dass er das unbedingt miterleben wollte. Plötzlich durchflutete ihn neuer Lebenswille. Er überstand die Nacht, und als es am Morgen aufklarte, schaffte er es aus eigener Kraft zurück ins Lager. Dort erzählte er, sein ungeborener Sohn habe nach ihm gerufen und ihm dadurch das Leben gerettet, was die anderen Bergsteiger allerdings als aus der Erschöpfung geborenes Hirngespinnst abtaten. Stattdessen berichteten sie ihm voller Begeisterung, dass sie in der Nacht den Schrei eines leibhaftigen Yetis vernommen hätten.

Natürlich beschäftigte der seltsame Laut, der um die ganze Welt gegangen war, auch die Wissenschaft, doch die klugen Professoren kamen mit ihrem damaligen Instrumentarium zu keiner befriedigenden Erklärung. Die Theorie, dass ein Meteor wie eine überdimensionale Pistolenkugel mit entsprechender Geräusentwicklung auf die Lufthülle der Erde getroffen und dann über unbewohntem Gebiet verglüht sei, schien noch die plausibelste. Jene, dass es sich bei dem Donnerschlag um einen protestierenden Rülpsler der Erde gehandelt habe, die den in ihren Eingeweiden abgelagerten Atommüll nur sehr schlecht vertrug, war eine der abstrusesten.

Konrad erfuhr erst mit zehn Jahren durch Erzählungen seiner Großmutter von dem übermenschlich lauten Schrei, den er bei seiner Geburt ausgestoßen hatte. Auch sie wusste allerdings nicht, dass dieser auf der ganzen Welt zu hören gewesen war, weil die Kunde davon nicht bis in das kleine, abgelegene Waldviertler Dorf gedrungen war. Der Bub versuchte in der Folge aus reiner Neugier manchmal, diesen unglaublichen Schrei zu wiederholen. Doch mehr als Heiserkeit und Halsschmerzen kamen dabei nicht heraus.

Als kleines Wunder darf es wohl gelten, dass den bei Sammers Geburt Anwesenden nicht die Trommelfelle platzten und sie auch sonst keine gesundheitlichen Schäden davontrugen. Die Hebamme widerstand sogar tapfer dem Impuls, sich die Ohren zuzuhalten und den Kleinen gleich nochmals fallen zu lassen. Stattdessen rief sie, kaum dass der unheimliche Schrei verklungen war, um ihr eigentlich unverzeihliches Missgeschick zu überspielen: »Na, du bist ja ein ganz Lauter und ein ganz Schneller. Da habe ich dich gerade noch zu fassen gekriegt.«

Der Vater des Kindes, Georg Sammer, ein mittelgroßer, dünner Mann mit blondem Haar und Oberlippenbart, schaute sie aus seinen graublauen Augen zweifelnd an. Seine großen, abstehenden Ohren klingelten noch vom ersten Schrei seines Sohnes, und sein Blick war infolge des gleißenden Blitzes durch schwarze Punkte getrübt, trotzdem war er sich ziemlich sicher, dass das Kind der Hebamme durch die Hände gerutscht und am Boden aufgeprallt war. Aber da es eine rosige Farbe hatte und auch sonst gesund zu sein schien, sagte er nichts, außer:

»Na, da hat wohl ein Blitz eingeschlagen!«

Die Ofentür war rotglühend quer durch den Raum geschleudert worden und hätte beinahe den Kater erschlagen, der gemütlich auf einem Schemel schlief. Nur Zentimeter neben dem Tier, dessen Fell so schwarz war, wie sich Menschen in früheren Jahrhunderten die tiefsten Tiefen der Hölle ausgemalt hatten, und das deshalb auch den Namen Luzifer trug, war sie auf den Boden gekracht und hatte es unsanft aus seinem Schlummer gerissen. Vor Schreck hatte der Kater auf die heiße Platte gepinkelt und damit vermutlich eine größere Katastrophe verhindert, weil diese andernfalls bestimmt die dünnen Pfosten des Holzbodens in Brand gesteckt hätte. Luzifer hatte seine unfreiwillige Löschaktion jedoch nicht unbeschadet überstanden. Sein Schwanz war zu nahe an die Glut geraten und die Hitze hatte alle Haare weggebrannt. Sie wuchsen nie wieder nach.

Der Kater stellte seine Kahlschwänzigkeit allerdings Zeit seines Lebens mit großer Würde zur Schau, als handelte es sich um ein sichtbares Ehrenzeichen für eine Heldentat. Und diese hatte er ja tatsächlich vollbracht – wenn auch nicht aufgrund einer bewussten

Entscheidung, sondern eines Reflexes seines Harnröhrenschließmuskels. Egal! Luzifer hatte auf jeden Fall verhindert, dass das Haus in Flammen aufging, und Georg Sammer wusste das zu würdigen. Auf sein Drängen hin ernannte die Freiwillige Feuerwehr im Ort, deren stellvertretender Kommandant er war, den Kater zum Ehrenmitglied auf Lebenszeit und bei diversen offiziellen Anlässen – etwa am Florianisonntag oder zu Allerheiligen – wurde ihm sogar ein kleiner Helm auf den Kopf gesetzt, und der jüngste Feuerwehrmann trug ihn auf einem roten Kissen der marschierenden Truppe voran. Der Kater thronte dann mit hoch erhobenem Haupt und schnurrend auf dem Polster und genoss das Spektakel sichtlich. Den kahlen Schwanz streckte er bei diesen offiziellen Auftritten stets wie eine Auszeichnung nach oben.

Von der Ofentür einmal abgesehen war im Haus durch den Blitzschlag nichts kaputtgegangen und auch niemand verletzt worden. Offenbar, so resümierte Georg Sammer, hatten sie noch einmal Glück gehabt. Wohin die gewaltige Energie des Blitzes verschwunden war, konnte er sich vorerst nicht erklären. Er war aber froh, dass die Sache so glimpflich ausgegangen war.

»Es ist ein Wunder«, flüsterte er – und seine Frau Flora und die Hebamme lächelten verzückt ob dieses für ihn ungewöhnlichen Gefühlsausbruchs. Sie glaubten natürlich, er spreche vom Baby.

Die Hebamme fing nun an, den Kleinen von Kopf bis Fuß zu untersuchen. Als sie dazu die Hand vom Po des Kindes löste, die diesen bis dahin fest umfangen hatte, stieß sie einen erschrockenen Schrei aus. Dann nahm sie den Buben an den Beinen, sodass er mit dem Kopf nach unten hing, hielt den Eltern wie anklagend

seine Kehrseite entgegen und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die rechte Gesäßbacke, die zur Gänze von feinen rötlichen Linien überzogen war, die sich zu einem kunstvollen, farnförmigen Muster entfalteten. Natürlich wusste keiner von den dreien, dass man dieses Phänomen Lichtenberg-Figur nannte – nach dem deutschen Physiker Georg Christoph Lichtenberg, der dieses Resultat elektrischer Hochspannungsentladung im 18. Jahrhundert als Erster in seinem Labor entdeckte – allerdings im Staub und nicht auf menschlicher Haut.

Die Hebamme, die ganz im Gegensatz zu vielen anderen Vertreterinnen ihrer Zunft – sie galten ja über die Jahrhunderte hinweg meist als sehr kritische Geister, auch oder gerade in Glaubensdingen – durch und durch katholisch war, hielt das Mal allerdings für ein Zeichen des Teufels und wollte sogleich den Pfarrer rufen, damit er an Ort und Stelle einen Exorzismus vornehme.

»Du wirst nichts dergleichen tun und schön den Mund halten«, verbot ihr Georg Sammer dies ganz entschieden. Für ihn gab es keinen Zweifel, dass der Blitz seinen Sohn gezeichnet hatte und ihm die Energie durch die rechte Pobacke in den Leib gefahren war, vermutlich bis ins Herz hinauf. Tatsächlich schlug dieses Zeit seines Lebens lauter als das anderer Menschen. Beim Versteckspiel verlor der Knabe daher auch immer, weil die anderen Kinder ihn hörten, egal wo er sich verbarg. Mit den Jahren lernte er allerdings die Lautstärke seines Herzens zu kontrollieren. Er stellte sich dazu einfach einen Regler vor, den er nach unten oder nach oben schob. Der Geist triumphierte in diesem Fall tatsächlich über das Fleisch. Nur einmal, während seiner Studienzeit, vergaß er in einem Konzert, begeistert von den Klängen einer Mozartsymphonie, seinen Herzschlag zu dämpfen, und wurde prompt aus dem Saal geworfen, weil er die Musiker dadurch aus dem Takt brachte.

»Er ist nicht verflucht, er ist auserwählt!«, sagte Georg Sammer in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete, und sah die Hebamme mit einem so strengen Blick an, dass sie schließlich nickte und den Kopf senkte. Tatsächlich war Konrads Vater von dem Augenblick an, in dem er das Blitzmal sah, davon überzeugt, dass er Großes von seinem Sohn erwarten durfte – vielleicht wurde ja ein berühmter Staatsmann aus ihm, ein General oder noch besser ein Bankier, der mit Millionen jonglierte. Das war zumindest Georgs Vorstellung von einem bedeutsamen Leben. Er beobachtete seinen Jungen fortan mit Argusaugen, um nur ja keine Anzeichen für dessen Außergewöhnlichkeit zu übersehen. Doch in den ersten Jahren seines Lebens ließ der Bub keinerlei besondere Begabungen oder Fähigkeiten erkennen, wenn man einmal davon absah, dass es, wenn er aufs Töpfchen und später aufs Klosett ging, danach dort oft ein wenig brandig roch. Für seinen Vater war das ein Indiz, dass seinem Sohn neben ganz normalen Winden immer wieder auch ein paar kleine Blitze entfuhrten. Diese besondere Eigenschaft verlor sich in der Pubertät, wofür Konrad Sammer sehr dankbar war.

Auch Konrads Mutter hielt ihren Sohn für etwas Besonderes, allerdings nicht so sehr aufgrund des Blitzschlages, sondern weil sie bei der Auswahl seines Erzeugers sehr viel Sorgfalt hatte walten lassen. Ihre Erwartungen an Konrad waren jedoch völlig andere als jene ihres Mannes.

»Er wird dieser Welt einst Gutes tun«, sagte sie immer wieder im Brustton der Überzeugung.

Und Flora kam damit der Wahrheit weitaus näher als Georg. Die beiden erlebten allerdings nicht mehr mit, wie ihr Sohn zum Mann heranwuchs. Sie kamen bei einem sommerlichen Ausflug ums Leben.

Georg fiel ins Wasser und ertrank in einem See. Seine Frau, die ihn retten wollte, zog er mit sich in die Tiefe. Sie starben einen eigentlich absurden und völlig unnötigen Tod, weil sie nicht schwimmen konnten. Dagegen halfen auch noch so gute Gene nicht.

Konrad Sammer, noch keine drei Jahre alt, wuchs von da an bei seiner Großmutter Anna auf. Und tatsächlich war er als Kind ein wenig eigen. In der Volksschule stürmte er eines Tages – als draußen gerade ein Gewitter tobte – während der Unterrichtsstunde plötzlich aus dem Klassenzimmer hinaus in den Schulhof. Dort zog er sich die Hose hinunter, bückte sich und reckte seinen nackten Hintern dem Himmel entgegen. Auf seiner rechten Backe leuchtete im Schein der niederzuckenden Blitze das rote, farnförmige Muster. Die Mitschüler, die sein Treiben durch die Fenster beobachteten, johlten vor Vergnügen, wiesen sich aber auch gegenseitig staunend auf die wunderschöne, verästelte Narbe auf Sammers Gesäß hin, die sich deutlich von der weißen Haut abhob und von der sie bis zu jenem Augenblick nichts geahnt hatten. Der Lehrer rannte, wutschnaubend ob solch schamloser Zurschaustellung, hinaus, packte den Jungen, zog ihm die Hose hoch und gab ihm eine schallende Ohrfeige, die damals im Waldviertel noch als gesundes Erziehungsmittel galt. Sammer musste an diesem Tag nachsitzen, bis seine Großmutter kam, um ihn abzuholen. Der Junge wartete vor der Tür und konnte daher nicht alles verstehen, was der aufgebraute Lehrer der alten Frau an den Kopf warf, aber es war auf jeden Fall von »sittlicher Verkommenheit« die Rede. Noch bevor sie nach Hause gingen, brachte Anna ihren Enkelsohn daher zum Pfarrer, damit er sein Vergehen beichtete, so wie es der Lehrer ultimativ von ihr verlangt hatte. Der strenge Geistliche erlegte dem

kleinen Konrad einen ganzen Rosenkranz als Buße auf und nahm seine Großmutter zur Seite, um ihr auch noch einmal ins Gewissen zu reden.

»Sei auf der Hut, Anna. Der Teufel hat es auf dieses Kind abgesehen«, sagte er mit ernster Stimme und wies sie an, dem Jungen als Vorsichtsmaßnahme jeden Morgen einen Schluck Weihwasser zum Trinken zu geben. Obwohl Sammers Großmutter im Allgemeinen nicht viel von den Pfaffen und ihrem Hokuspokus – wie sie es nannte – hielt, kam sie dieser Aufforderung doch nach: »Hilft's nicht, schadet's auch nicht!«, war in diesem Fall ihre Devise.

Für Konrad Sammer wurde der morgendliche Schluck Weihwasser indessen so selbstverständlich, dass er auch, nachdem er längst der Obhut seiner Großmutter entwachsen war, die Gewohnheit beibehielt. Er hatte immer einen gut gefüllten Flachmann mit dabei, und wenn er auf eine längere Reise ging, sogar einen Kanister mit Weihwasser im Gepäck. Manche Leute, die ihn schon frühmorgens die kleine Metallflasche an die Lippen setzen sahen, hielten ihn natürlich für einen Trinker, und wenn er ihnen auf Nachfrage erklärte, was er da wirklich zu sich nahm, für einen religiösen Spinner. Aber das störte Sammer nicht. Das Weihwasser schmeckte übrigens ganz normal, und Konrad schloss daraus, dass die Veränderung, die durch die Segnung mit ihm passierte, für menschliche Sinne nicht feststellbar war. Das Heilige, wenn es dieses denn wirklich gab, war also offensichtlich geschmacksneutral.

Erst am Nachhauseweg, sie hatten in der Kirche gemeinsam den Rosenkranz gebetet, fragte die Großmutter ihren Enkelsohn, warum in aller Welt er denn im Schulhof seinen nackten Hintern zum Himmel gestreckt habe.

Der Bub sah sie treuherzig an und erklärte: »Weil uns der Lehrer von Jesus erzählt hat, und der hat gesagt: Wer auf die rechte Backe getroffen worden ist, der soll auch die linke hinhalten. Und da gerade ein Gewitter war, hielt ich es für eine gute Gelegenheit, das zu tun.«

Anna wusste natürlich, dass in der Bibel mit den Backen die Wangen gemeint waren, aber ein kleiner Junge konnte da natürlich schon mal irren. Dank des gesunden Menschenverstandes, mit dem sie gesegnet war, erkannte die alte Frau, dass sich ihr nun die einmalige Gelegenheit bot, ihrem Enkel eine ihrer grundlegenden Lebensweisheiten zu vermitteln. Also blieb sie stehen, kauerte sich nieder, sodass ihre Köpfe auf gleicher Höhe waren, und sah Konrad fest in die Augen. »Du musst nicht immer alles glauben und tun, nur weil es in einem Buch steht oder weil es jemand sagt, der meint, dass er schlauer ist als du. Vertraue deinem eigenen Kopf und im Zweifelsfall deinem Bauch. Der weiß, was richtig ist«, sagte sie ernst.

Konrad Sammer lernte an diesem Nachmittag also, der Macht und dem Rat von Autoritäten und angeblichen oder wirklichen Gelehrten zu misstrauen. Tatsächlich gab er fortan mehr auf sein eigenes Urteil, das Knurren seines Magens und manchmal sogar auf das Brodeln seiner Gedärme als auf fixe Regeln und Gesetze, und er fuhr Zeit seines Lebens nicht schlecht damit.

Ein paar Jahre später sollte der exhibitionistische Akt im Schulhof für den heranwachsenden Konrad übrigens noch recht angenehme Folgen zeitigen. Denn viele Mädchen erinnerten sich just in der Pubertät an das Blitzmal auf seiner Pobacke und wollten es unbedingt noch einmal sehen. Und so ging Konrad immer wieder einmal mit einer Klassenkameradin in den Wald, um ihr die farnförmige Narbe

zu zeigen, und bei dieser Gelegenheit auch gleich noch etwas anderes, was sie aber ebenso brennend interessierte, denn Konrad hatte sich damals längst zu einem hübschen, gut gebauten und bestückten Burschen gemausert.

Im Aussehen schlug er ganz nach seiner Mutter Flora, die in ihrer Jugend eine ausgesprochene Schönheit gewesen war. Ihr Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen des eigenen Dorfes hinaus ins ganze Waldviertel, und obwohl sie aus armen Verhältnissen stammte, standen die Freier bei ihr Schlange, auch die Söhne wohlhabender Bauern.

Aber Flora war nicht nur schön, sie hatte auch Verstand, und daher lockte sie das Geld nicht. Sie war ein Familienmensch, und wahrer Reichtum hieß für sie, gesunde und starke Kinder in die Welt zu setzen. Gerade deshalb überließ sie bei der Wahl deren zukünftigen Vaters auch nichts dem Zufall. Flora wollte einen Mann mit guten Erbanlagen, und sie wusste auch, wie sie ihren Zukünftigen darauf testen konnte. Das verdankte sie einer Fähigkeit, die ihre Mutter Anna ihr vererbt hatte. Diese konnte nämlich schon am Geruch eines Mannes erkennen, ob dessen Gene etwas taugten oder nicht (sie war übrigens der Ansicht, dass der Lehrer und der Pfarrer stanken), und das machte sie in einem gewissen Ausmaß überheblich. Man könnte wohl durchaus behaupten, dass Anna einem Elite-Denken anhing. Im Gegensatz zu den Nationalsozialisten, die die Welt mit ihrer Rassen-Ideologie an den Rand des Abgrunds brachten, machte Floras Mutter ihren Elitebegriff aber explizit am Genmaterial fest, also unabhängig von Abstammung, Herkunft, Religion und gesellschaftlichem Stand einer Person. Sie wäre auch nie auf die Idee gekommen, Menschen auslöschen zu wollen, nur weil sie nicht ihrem Ideal entsprachen. Diese taten ihr eher leid.

Für den Führer hatte Anna von Anfang an nur Häme und Spott übrig. Schon als sie ihn zum ersten Mal im Radio hörte, rümpfte sie die Nase und fällte ihr vernichtendes Urteil. »Er stinkt!«, rief sie aus, als wäre der schlechte Geruch seiner Gene sogar aus den Funkwellen zu erschnüffeln, und vielleicht war er das für sie ja auch. »Eine Herrenrasse? Da müsste sich der kleine Kasperl als Erstes gleich selbst ausrotten. Wäre ohnehin das Beste für uns alle, sonst wird das noch böse enden«, prophezeite Anna noch vor dem Anschluss Österreichs an Deutschland, und sie behielt, wie die Geschichte zeigte, recht damit.

Ihr Mann, Sebastian Kirschholz, der ein sanftes Gemüt hatte und seine Frau anbetete, flehte sie an, den Führer in der Öffentlichkeit nicht zu kritisieren, doch sie hielt mit ihrer Meinung über Hitler auch später nie hinter dem Berg, und mehr als einmal waren die dörflichen Nazi-Größen drauf und dran, Anna zu melden, um sie in ein KZ abtransportieren zu lassen. Vor allem der Arzt, ein rechtshaberischer und ungemütlicher Mensch, dessen Geruch in Anna übrigens schon Übelkeit hervorrief, wenn sie sich ihm auf hundert Meter näherte, drängte darauf. Ihm ging es dabei hauptsächlich darum, eine lästige Konkurrentin loszuwerden. Die Dörfler nahmen nämlich oft lieber die Kräuterheilkunst der Kirschholznerin in Anspruch als die Dienste des Arztes, und tatsächlich hatte sie auch weit mehr Erfolg mit ihren Behandlungen, während er Falschdiagnosen regelrecht zu sammeln schien. Das schürte natürlich seinen Zorn. Paradoxerweise war es aber gerade seine Feindschaft, die Konrads Großmutter letztlich den Kopf rettete. Die Dorfbewohner wollten nicht auf Gedeih und Verderb dem Arzt ausgeliefert sein, darum wurde sie nie verpiffen – und der eine oder andere dachte vielleicht sogar insgeheim, dass Anna mit ihrer Meinung über den Führer ja

gar nicht so falsch liege, und bewunderte sie für ihren Mut, das laut auszusprechen.

Die Tochter hatte die Gabe der Mutter zwar geerbt, allerdings war sie bei ihr weit weniger stark ausgeprägt, und Flora entdeckte sie daher auch erst in der Pubertät. Neugierig, wie sie von Kind an war, überredete sie eines Tages einen Jungen zum Doktorspielen und fummelte dabei so lange an dessen Ding herum, bis er seinen ersten Samenerguss hatte. Flora untersuchte die Flüssigkeit mit dem Finger und schnupperte dann daran, um sofort angewidert die Nase zu rümpfen. Sie stank.

Um herauszufinden, ob das bei jedem Mann so war, experimentierte das Mädchen mit anderen Burschen und stellte fest, dass es gewaltige Unterschiede im Geruch gab. Mancher Samen roch übel, anderer roch neutral, und dann gab es auch welchen, der einen angenehmen Duft verströmte – zumindest für ihre Nase. Ihre Freundinnen, die sie nach ihren diesbezüglichen Wahrnehmungen befragte, waren schockiert, und für die wenigen, die ihr doch Auskunft gaben, roch jedes Sperma gleich. Sie hatten eben nicht Floras geschärfte Sinne.

Als Flora nach Abschluss der Experimente das Ergebnis schließlich ihrer Mutter mitteilte, war diese nicht etwa über die Lasterhaftigkeit der Tochter entsetzt, sondern lobte vielmehr deren helles Köpfchen. »Wenn du gesunde und starke Kinder haben willst, lass dich nur mit einem Mann ein, dessen Samen für deine Nase duftet. Meiner Erfahrung nach ist ein leichtes Zimtaroma die beste Garantie für gute Gene«, erklärte Anna.

Die Tochter beherzigte später diesen Rat.

Da ihr Vater starb, als sie noch sehr jung war, nahm Flora nach der Pflichtschule eine Stelle als Magd auf einem großen Hof an, um zum Einkommen beizutragen, und erwarb sich über die Jahre den Ruf, die beste Melkerin weit und breit zu sein. Sie gewann auch alle Wettbewerbe. Ihren Fingern wurden nahezu magische Fähigkeiten zugesprochen. Wenn Flora molk, dann gaben die Kühe bis zu zwei Liter mehr Milch als bei anderen Mägden. Gepaart mit ihrer Schönheit machte sie diese Fingerfertigkeit natürlich auch für reiche Bauernsöhne zu einer guten Partie, aber sie ließ sich mit keinem Mann ein, bis sie schließlich selbst die Zeit für gekommen hielt, eine Familie zu gründen. Dann allerdings nutzte sie ihre besondere Fähigkeit konsequent dazu, den für sie geeigneten Partner auszuwählen. Sie bestellte eines Abends alle infrage kommenden Freier an den Hof, auf dem sie arbeitete – das waren immerhin an die 50 – holte sie nacheinander zu sich in den Kuhstall und molk sie ebenso geschickt und schnell wie zuvor die Kühe. Das Sperma fing sie in einem Glas auf, um es auf seine Güte zu überprüfen. Einmal daran schnuppern reichte ihr dafür schon, dann schüttete sie es in einen Becher mit einem Rest warmer Milch, der auf einem hölzernen Tischchen stand, das sie in den Stall getragen hatte.

Obwohl Georg Sammer bei weitem nicht der stattlichste, nicht der schönste und schon gar nicht der reichste Bewerber war, sondern eher linkisch und sehr unbeholfen, und sich vor Verlegenheit kaum dazu überreden ließ, seine Hose vor ihr hinunterzulassen, roch sein Samen doch mit Abstand am vielversprechendsten – er hatte die von ihrer Mutter angesprochene Zimtnote.

Flora schickte daher alle anderen Freier fort, die übrigens zeit ihres Lebens nie wieder so lustvoll gemolken wurden, und legte sich noch in derselben Nacht mit ihrem Auserwählten ins Heu, um

ihren Bund zu besiegeln. Dabei erwies sich, dass noch genügend Samen in seinen Hoden war, um ein Kind zu zeugen.

Am Morgen erhob sich Flora und molk erneut alle Kühe im Stall. Dass sie im Vorbeigehen mit ihrem Kittel den Becher mit dem Sperma vom Tischchen streifte und dieser ausgerechnet in einem vollen Kübel mit frischer Milch landete, bemerkte sie nicht. Erst als sie mit dem Melken fertig war, fiel er ihr wieder ein, aber sie suchte im ganzen Stall vergeblich danach. Dabei stellte sie fest, dass auch drei Kübel mit frischer Milch spurlos verschwunden waren. Flora ärgerte sich sehr darüber, weil sie wusste, dass der Bauer ihr den Gegenwert vom Lohn abziehen würde. Die drei Kübel standen am Abend übrigens wieder vor der Stalltür – leer.

Was Flora nicht ahnte und auch niemals erfuhr, war, dass drei junge Mädchen aus dem Dorf die Milch genommen hatten. Eine von ihnen hatte am Wochenende zuvor von einer Tante aus der Stadt eine Beauty-Zeitschrift geschenkt bekommen und darin gelesen, dass ein Bad in frischer Eselsmilch gut für schöne Haut sei. Schon die ägyptische Königin Kleopatra habe um dieses Geheimnis gewusst. Nun war Eselsmilch im Waldviertel damals so gut wie gar nicht aufzutreiben, aber die Mädchen dachten, dass Kuhmilch bestimmt eine ähnliche Wirkung haben müsse, und wollten dies erproben. Also stahlen sie just an jenem Morgen drei volle Eimer mit warmer Milch aus dem Stall, darunter auch jenen, in den der Becher mit dem Sperma gefallen war. Sie schütteten die Milch in eine große Wanne und mischten sie mit heißem Wasser. Sie wunderten sich natürlich über den Becher, der aus einem der Eimer herausfiel, maßten ihm aber keine Bedeutung bei. Sie zogen sich aus und legten sich nacheinander in die Wanne.

Zwei Monate später zeigte sich, dass alle drei Mädchen schwanger waren. Die Milch und das warme Wasser hatten offenbar belebend auf die Spermien gewirkt, und die hitzigen Leiber der jungen Mädchen mussten für diese wie Leuchttürme in finsterner Nacht gewesen sein. Also hatten sie sich aufgemacht um spät, aber doch noch den Ort ihrer Bestimmung zu finden – und nicht einmal die Jungfernhäutchen hatten sie aufhalten können.

Den Mädchen waren ihre Schwangerschaften unerklärlich, was ihnen ihre Väter aber natürlich nicht glaubten. Aus Angst gab schließlich jedes der drei jenen Burschen als Übeltäter an, auf den es ohnehin schon länger ein Auge geworfen hatte. Die drei jungen Männer beschworen zwar ihre Unschuld, fanden aber ebenso wenig Gehör wie zuvor die Frauen, und so wurden im Dorf schon bald drei Hochzeiten gefeiert.

Das Schicksal oder der Zufall wollte es so, dass jedes der Mädchen genau jenen Burschen ehelichte, dessen Samen sie auch tatsächlich geschwängert hatte. So kam zu guter Letzt jedes Kind zu seinem richtigen Vater. Das erfuhren die Paare natürlich nie, weil es damals noch keinen Vaterschaftstest gab, aber über ihnen schien ein ganz besonderer Segen zu ruhen, denn obwohl unter Zwang geschlossen, wurden es drei sehr glückliche Ehen.

So ereignete sich also schon zur Zeit der Zeugung Konrad Sammers Erstaunliches in seinem näheren Umfeld, und hätten die Chronisten, die später seine Lebensgeschichte nachzeichneten, davon gewusst, sie hätten es bestimmt als Indiz dafür gedeutet, dass der Junge auserwählt war ...

## Wunderbare Speisung

Die Hütte erschien aus dem Nichts. Wie hingezaubert stand sie plötzlich auf dem Dorfplatz. Sie war kreisrund, die Wände bestanden aus biegsamen, mit Kuhdung abgedichteten Stöcken. Das Dach war aus getrocknetem Buschgras.

Einige Monate zuvor hätte das plötzliche Auftauchen der Hütte zweifellos einen gehörigen Aufruhr unter den Dorfbewohnern ausgelöst, und die Krieger hätten sie sofort mit erhobenen Speeren umstellt, um alle Feinde abzuwehren, die daraus hervorbrechen mochten. Doch jetzt waren die Menschen zu schwach und zu apathisch, um mehr als nur einen Anflug von Verwunderung über ihr plötzliches Erscheinen zu empfinden. Die brütende Hitze, die seit Wochen wie ein gnadenloses Totentuch über dem Land lag, hatte alles verdorren lassen, was der Busch an Früchten und Pflanzen hervorbrachte. Es gab auch keine Tiere mehr, die die Eingeborenen hätten jagen können. Die meisten waren verendet, und jene, die noch lebten, waren so dürr, dass sich der Aufwand, ihnen nachzustellen, nicht lohnte. Zudem waren die Jäger inzwischen selbst zu schwach, um eine Beute zu stellen.

Das Schlimmste an der Hitze war aber, dass sie den Brunnen der Buschmenschen und alle erreichbaren Wasserstellen beinahe gänzlich ausgetrocknet hatte. Viele Bewohner des Dorfes waren

schon elend zu Grunde gegangen, Kinder vor allem. Die Regierung in der fernen Hauptstadt kümmerte sich nicht um das Wohl der Buschmenschen. Sie waren ihr ohnehin seit Jahren ein Dorn im Auge, und wenn sie starben, dann konnte man auf ihrem Land endlich das schon lange geplante Safari-Ressort für reiche Touristen aus Europa und Amerika errichten. Auch internationale Hilfskonvois drangen nicht in diesen entlegenen Landstrich vor. Jene, die es versuchten, hinderte das Militär am Weiterkommen.

Tau, der Medizinmann des Dorfes, war der Einzige, in dem die neue Hütte noch Neugier zu wecken vermochte ... und Misstrauen. Nicht umsonst bedeutete sein Name ›Löwe«. Er kannte viele alte Erzählungen seines Volkes, doch von einer Behausung, die aus dem Nichts erschien, war in keiner davon die Rede. War die Hütte die Antwort der Götter auf seine Gebete, in denen er sie um Hilfe angefleht hatte, oder war sie nur die Teufelei eines Buschdämons, um die Bewohner des Dorfes endgültig zu verderben?

Tau seufzte.

Es gab nur einen Weg, das herauszufinden. Und was hatte er noch zu verlieren? Der Tod blickte ihm längst über die Schulter. Mühsam erhob sich der greise Mann von dem Platz im Schatten des großen Baumes, unter dem er geruht hatte, und wankte mit unsicheren Schritten auf die Hütte zu. Schon nach kurzer Zeit bekam er einen Hustenanfall, blieb stehen und sank zu Boden. Er war müde, todmüde, und er hätte schreien können vor Schmerz. Die Sonnenstrahlen schienen jedes Fleckchen seiner Haut, das nicht durch Kleidung geschützt war, regelrecht zum Dampfen zu bringen.

Der Medizinmann war viel älter als alle anderen Menschen im Dorf, und doch konnte nicht einmal er sich an eine derartige Hitze

erinnern. Es war, als würde die Luft selbst glühen und er mit jedem Atemzug eine feurige Lohe des Verderbens in sein Inneres saugen.

Doch er gab nicht auf.

Eine Weile bemühte sich Tau, wieder auf die Beine zu kommen, und als er es nicht schaffte, kroch er einfach auf allen Vieren auf die Hütte zu. Er wusste, dass er einen erbärmlichen Anblick bot. Aber es kam nicht mehr darauf an, die Würde zu wahren, schon lange nicht mehr.

Endlich – nach einer gefühlten Ewigkeit – hatte er die Hütte erreicht, doch er sah sich vergeblich nach einem Eingang um. Der Mediziner spürte, dass er nicht mehr die Kraft haben würde, in den Schatten des Baumes zurückzukehren. Wenn es ihm nicht gelang, ins Innere der Behausung zu kommen, dann würde er hier und jetzt sterben.

Tau flehte die Götter um Hilfe an, obwohl er eigentlich nicht mehr daran glaubte, dass sie auch nur einen Finger für sein Volk rühren würden. Zu lange hatten sie seinem Verderben tatenlos zugehört.

Da erschien, wie um seine Gedanken Lügen zu strafen, wo gerade noch eine Wand gewesen war, eine mit einer Grasmatte verhängte Öffnung. Der Mediziner starrte sie mit brennenden Augen an. War hier tatsächlich schwarze Magie am Werk?

Einen Atemzug lang dachte der alte Mann an Flucht, aber dann gewann der ihm eigene Stolz die Oberhand, oder vielleicht auch purer Trotz. Nein, er würde nicht davonkriechen wie ein verschreckter Hund. Wozu auch? Er hatte nichts mehr zu verlieren. In ein paar Tagen würde er tot sein, verhungert und vertrocknet – und alle anderen Bewohner des Dorfes auch.

Entschlossen griff Tau nach der Matte, schlug sie zurück und schob sich ins Innere der Hütte. Die Luft war kühl, und einen Augenblick lang war es, als würde er eisige Nadeln in seine Lunge saugen. Doch der Schmerz ließ rasch nach, und dann hatte der alte Mann das Gefühl, zum ersten Mal seit Wochen wieder richtig atmen zu können – was er denn auch tat. Er legte sich auf den Rücken und füllte seine Lunge mit belebender Luft. Sie roch nach erfrischenden Kräutern, und mit jedem Atemzug fühlte der Mediziner neues Leben in seinen Leib hineinfließen. Bald war er kräftig genug, um sich aufzusetzen. Neugierig musterte Tau nun seine Umgebung. Es gab nicht viel zu sehen. Der Boden der Hütte war mit Tierhäuten ausgelegt. Einrichtung war da keine, und auch die große Feuerstelle, die das Zentrum jeder anderen Hütte im Dorf bildete, fehlte. Der Mediziner war enttäuscht. Er wusste nicht, was er erwartet hatte, aber dies hier bestimmt nicht. Wenn die Hütte tatsächlich ein Zeichen der Götter war, eine Antwort auf seine unzähligen Gebete, was wollten sie ihm damit sagen?

Da erschienen plötzlich zwei hölzerne Schalen vor ihm. Wäre der Kopf einer Sandvipere aus dem Boden geschneit, der Schreck des alten Mannes hätte nicht größer sein können. Er vollführte mit den Händen eine Geste zur Abwehr böser Geister, gab aber keinen Laut von sich.

Eine Weile saß Tau einfach da und bäugte die Schalen am Boden misstrauisch.

Sie waren voller Essen. Nahrung, die er kannte. In der einen war ein dicker Brei aus Wurzeln und Tsama-Melonen. In der anderen Schale blubberte eine Art Suppe. Heißer Dampf stieg daraus empor und wehte dem Mediziner in die Nase. Er roch Steckrüben und Fleisch.

Das Wasser lief ihm im Mund zusammen.

Wie lange war es her, dass er Fleisch gegessen hatte?

Einen Moment lang zögerte Tau noch, aber dann sprach er ein rasches Dankgebet an die Götter und griff nach den Schalen. Gierig schlang er den Brei in sich hinein und schlürfte den Eintopf. Als die Schalen leer waren, stellte er sie auf den Boden und starrte sie erwartungsvoll an – in der Hoffnung, sie würden sich erneut füllen.

Doch stattdessen verschwanden sie. Und das war auch gut so, denn eine größere Menge Nahrung hätte dem geschwächten Körper des Medizinmannes bestimmt nicht gutgetan. Stattdessen erschien vor ihm nun eine Schale mit Ziegenmilch, und er leerte sie mit großen Schlucken. Erst als er sich danach über die spröden Lippen leckte, fielen ihm die anderen Dorfbewohner wieder ein.

Das schlechte Gewissen sprang Tau an wie ein hungriger Leopard. Wie hatte er sich so gehen lassen können. Wie hatte er sich einfach sattessen und trinken können, während draußen die Kinder hungerten und dürsteten? Was, wenn diese zwei Schalen Essen und die Schale Ziegenmilch das einzige Geschenk der Götter an das Dorf gewesen waren? Welchen Frevel hatte er dann begangen, alles zu verzehren, statt es den Schwächsten zu überlassen?

Von Angst und Reue getrieben sprang der Medizinmann auf, eilte zum Eingang und schlug die Matte zur Seite. Hitze waberte ihm entgegen, aber trotz der sengenden Sonne hatte sich eine große Zahl Dorfbewohner vor der Hütte versammelt. Tau wusste, dass es keinen Sinn hätte, ihnen von dem Wunder zu erzählen, das er eben erlebt hatte. Sie würden es nicht begreifen oder ihm nicht glauben.

Daher sagte er nur: »Kommt herein!«

Die Menschen folgten seiner Aufforderung nicht sofort. Obwohl sie alle ihn kannten und ihm bisher immer vertraut hatten, blieben

sie noch eine Weile, wo sie waren, und starrten ihn misstrauisch an. Der Mediziner begriff, dass sie zu ergründen versuchten, ob er ein Trugbild war oder ob vielleicht ein böser Geist von ihm Besitz ergriffen hatte, der sie nun ins Verderben locken wollte.

Tau lächelte und breitete die Arme aus. »Ich bin es. Kommt herein!«, sagte er.

Da endlich setzte sich der Erste in Bewegung und schlüpfte am Mediziner vorbei in die Hütte. Das brach den Bann, und die übrigen Dorfbewohner folgten ihm. Schnell füllte sich der Innenraum, und vor allen Menschen, die sich auf den Häuten am Boden niederließen, erschienen augenblicklich Schüsseln voll mit Essen und mit Ziegenmilch. Der Mediziner ging indessen durch das Dorf und achtete darauf, dass auch jene Bewohner in die Hütte gebracht wurden, die selber nicht mehr die Kraft dazu hatten, sich hineinzuschleppen.

Und wieder geschah ein Wunder.

Obwohl die Hütte von außen nicht größer wirkte als jede andere Behausung im Dorf, fanden doch alle Bewohner darin Platz. Tau begriff endgültig, dass hier eine sehr mächtige Magie wirkte, die weit über die kleinen Zaubereien hinausging, zu denen er selbst fähig war.

Alle wurden satt: Für die Erwachsenen gab es Eintopf, für die Kinder süßlichen Brei, und sogar die Babys bekamen zu essen. Die Brüste ihrer Mütter füllten sich plötzlich mit Milch, obwohl ihre Körper mager und ausgedörrt blieben wie zuvor. Kaum hatten die Kleinen sich satt getrunken, versiegte die Milch, und die Brüste vertrockneten und hingen wieder schlaff und faltig an den Leibern der Frauen herab.

Als alle gesättigt waren, verspürten sie plötzlich den Drang, die Hütte zu verlassen. Der Mediziner trat als Letzter hinaus. Er ging rückwärts, um die Behausung keinen Atemzug lang aus den Augen zu lassen. Und was er erwartet hatte, geschah: Kaum war er draußen, verschwand die Hütte. Genauso plötzlich, wie sie erschienen war.

Tau hörte beunruhigtes Gemurmel hinter sich.

Er wandte sich um. Die Dorfbewohner standen vor ihm wie eine Mauer, ihre Gesichter waren aber nicht dem Dorfplatz zugewandt. Sie schauten stattdessen in die entgegengesetzte Richtung. Irgendetwas dort zog offenbar ihre Aufmerksamkeit auf sich. Der Mediziner seufzte. Sein Bedarf an Überraschungen war für diesen Tag mehr als gedeckt.

Tau stieß einen kurzen Befehl aus. Sofort teilte sich die Menge und gab den Blick auf das frei, was die Dorfbewohner so in Erstauen versetzte. Es war ein weißer Mann mit brünettem, lockigen Haar. Er trug eine Safarijacke, eine kurze Hose und schwere Schuhe. Er hatte einen großen Rucksack am Rücken und hielt einen Fotoapparat in den Händen.

### **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel oder online erhältlich